

UGNÉ KARVELIS

EIN TAG AUF DER ISLA NEGRA

Es bleiben mir von Pablo Neruda — wie jedem von uns — Tausende seiner Gedichte, jene Worte und jene Bilder, die bereits auf Straßen und in Gefängnissen widerhallen; und im Herzen — natürlich — Chile. Doch es bleibt mir auch eine Gitarre, schön und — stumm. Mit Perlmutter verziert, von seinen Kampfgefährten, politischen Häftlingen von gestern und heute, sorgfältig nachgebildet, wenn sie auch den musikalischen Ansprüchen nicht genügt. Matilde Neruda hatte mich darauf hingewiesen, als sie sie mir an einem Abend des vergangenen Mai in die Arme legte. «Pablo bestand darauf, daß ich sie dir gebe. Er hat es mir wiederholt gesagt.» Matilde, die zierliche, die einstige Sängerin mit dem flammenden Haar und dem «pfeilartigen Profil», war zum erstenmal allein, schon allein: Pablo war in einer Klinik in Chile, und sie kam nach Paris zurück, um die Sachen zu holen, und irrte zwischen den Koffern und Kartons in dieser Botschaft umher, die zu groß geworden war — ein zu weit gewordenes Kleid. Diesmal stand es fest, Pablo würde nicht mehr zurückkehren. Lange habe ich die Gitarre angeschaut, die durch die Feuchtigkeit des provenzalischen Herbstes schon ihre Form verliert; sie ist einen halben Ton zu hoch — oder zu tief —, wie die Stimme von Pablo, diese bedächtige, magische Stimme, die so wenig zum Lesen von Gedichten geeignet schien. Viel mehr als ein Instrument ist sie ein Teil der chilenischen Wirklichkeit, von der Pablo überall kündete.

Wenige Menschen nur haben an Orten, in denen sie — und sei es für kurze Zeit — weilten, so tiefe Spuren hinterlassen. Pablo Neruda, der Dichter, hatte eine Leidenschaft für das Wort; dieser Mann hatte einen Sinn für die Dinge, nicht aus Besitzerstolz, sondern weil er überall Schönheit und Liebe schaffen und denen darbringen wollte, die ihm folgten.

Drei Wohnungen von Pablo Neruda habe ich gekannt; sie schienen sich voneinander zu unterscheiden und waren doch alle Ali-Baba-Höhlen, ausgestattet mit sehr verschiedenartigen, mythischen Gegenständen, die sich gut zueinander fügten. Da war zunächst die Pariser Botschaft in der Avenue de La Motte Piquet, und noch heute kann ich sie mir nicht vorstellen in den Händen der anonymen Komplizen von Pinochet. Immer wenn ich die Augen zu den seitdem für uns geschlossenen Fenstern aufhebe, taucht hinter dem Vorhang der Wut ein riesiger Plüschlöwe auf, der die halbe Tapete beherrscht, dieser rote «Nerudopio», der keiner bekannten Tiergattung angehört und den Bewunderer in

Stockholm schufen, um ihn Neruda zusammen mit dem Nobelpreis zu überreichen, ein purpurroter «Nerudopio» mit schelmischen Augen, der die Haltung seines Dichter-Modells nachahmte und auf den Pablo ganz besonders stolz war. Es ist keine Verunglimpfung der chilenischen Tragödie, wenn ich mich an seltsam geformte Flaschen, an Bugfiguren und an Muscheln erinnere: Es ist der Beweis für die Gegenwärtigkeit dieses Mannes, der weder sterben wollte noch sterben konnte, sowie der unzerreißbaren Bande, die ihn überall und immer an die Tausende von Kilometern des Chilenischen Meers, an die Isla Negra ketteten, die er unablässig heraufbeschwor. So wie der rot-weiße Poncho aus Temuco ihn mit jener Ortschaft seiner Kindheit verband und mit der alten Indianerin, die ihn als erste die Wunder der Welt lehrte.

Isla Negra, heute verwüstet wie das Haus in Santiago, bleibt in der Erinnerung all derer, die dieses Heim gekannt haben, als *der* «Aufenthalt» Pablo Nerudas an diesem Fleckchen chilenischer Erde, die für ihn das kostbarste war. Hat er ihr nicht ein «Memorial» gewidmet, das dieses Kap mit seinen schwarzen Felsen schildert, die in den glitzernden Schaum des Pazifiks hinausgeschleudert sind wie eine irdische Stätte, eine Stätte der Elemente und der Freundschaft?

Dennoch lernte ich das erste Stück von Isla Negra «mittelbar» kennen. In die «Manquel», das nach der Verleihung des Nobelpreises in Condé-sur-Iton gekaufte normannische Haus, kam unerwartet ein runder Tisch aus massivem Holz — eine Nachbildung von dem, so sagte Pablo, den er auf Isla Negra hatte. Einst Speicher einer Mühle, nahm «La Manquel» bald das Aussehen eines in der Erde ankernden Schiffes an: Das wunderschöne Gebälk der Halle sprang wie ein Kiel hervor, und die Fenster gingen hinaus auf einen trägen Fluß — «ohne Wasser kann man nicht leben» —, den jene in feuchten Ländern wachsenden hohen, majestätischen Bäume säumten, wie sie auch im mittleren Chile zu finden sind. Die Bugfiguren, die er so sehr liebte, beschworen das ferne Meer herauf.

Zu seinem 68. Geburtstag, am 12. Juli 1972, hatte Pablo seine lateinamerikanischen Freunde sowie einige nahe französische Bekannte dorthin gebeten. Mehr als eine Einladung war es ein Befehl: melancholische Worte bereits, in denen er von seinem letzten Fest sprach, aber befehlende Worte. «Kommt. Es gibt eine Überraschung, die ihr nicht verpassen dürft.» Die Überraschung war im Garten eine kalkgeweißte Hütte, die getreue Nachbildung der Bar auf Isla Negra: Holztheke, alte Barschilder, die unvermeidliche Bugfigur, Flaschen in Gestalt von Sirenen, ein riesiger, vom Balken herabhängender Schinken. Pablo, der nur noch mühsam laufen konnte, wiegte sich sanft in seinem Sessel und schaute

auf uns, die wir alles staunend in uns aufnahmen — mit dem strahlenden Antlitz des Patriarchen angesichts dieses in normannische Erde verpflanzten Stückes Chile.

Die Reise nach Lateinamerika, die Julio Cortázar und ich Ausgang des letzten Winters unternahmen, trug von Anfang an den Stempel Pablo Nerudas: Es ist unmöglich, die Stufen zum Macchu Picchu zu erklimmen, ohne dabei die bedächtige Stimme von Pablo zu vernehmen: «Von Luft zu Luft . . .» — im Vokabular dieses Hochsitzes gab es keine Lücke.

Sobald ich den Fuß auf chilenischen Boden gesetzt hatte, wollte ich unbedingt Isla Negra sehen, die Mythenumwobene. Das war nicht so einfach. Wenn uns Pablo am Telefon auch wiederholt gesagt hatte: «Kommt, jetzt gleich, ich bin allein.», so konnten wir doch die hundertfünfzig Kilometer nicht zu Fuß zurücklegen!

Das Wahlfieber hatte seinen Höhepunkt erreicht: In zehn Tagen würde sich das politische Schicksal der Unidad Popular und der chilenischen Demokratie entscheiden. Flugzeuge, Eisenbahnen, Autobusse waren blockiert. Die Opposition hatte alle Register gezogen: Von Texas und Argentinien strömten chilenische Bürger herbei, um sich an Präsident Allende zu rächen. Die Hotels in Santiago waren überfüllt von Chilenen mit englischem Akzent, die mit ihren Dollars die wenigen noch verfügbaren Autos in Beschlag nahmen (im Schwarzhandel erworbene fünfzig Dollars gestatteten es, einen Monat aus dem vollen zu leben). Auf den Straßen gab es weder Taxis noch Zigaretten, zweifellos waren auch jene von den «Mumien» beschlagnahmt worden. Die Fahrt zur Isla Negra gestaltete sich zu einer Eroberung des Grals.

Nach unvorstellbaren Bemühungen treiben wir schließlich in einem Vorort ein zitronenfarbenedes Mietauto auf: 2 PS, das bereits 80 000 Kilometer zurückgelegt hatte und einen Motor besaß, der das Hohelied auf den Draht war. Statt anderthalb Stunden brauchen wir bis zur Isla Negra einen ganzen Vormittag. Aber wir sind auf den Spuren Pablos. Ergeben halten wir auf halbem Wege in einer Ortschaft, wo sonntags der größte Markt der Gegend abgehalten wird. Pepe ist nicht da, seine Schwester empfängt uns mit eisiger Miene (die Stadt ist reich, man wird die Unidad Popular hier kaum mögen); doch der Name des Dichters dient als «Sesam, öffne dich». Strahlend holt sie aus einem verborgenen Weinkeller den «Weißwein von Pablo».

Isla Negra, endlich. Badeort der Mittelschichten, in dieser Nachsaison fast leer. Schließlich zeigt man uns einen ausgefahrenen Pfad, der zu einem großen Tor aus rohem Holz führt. Eine Überraschung für mich: Da ich so viel von Pracht

und Festlichkeit hatte reden hören, erwartete ich zweifellos, mindestens ein Rittergut vorzufinden; jedenfalls hatte ich mir nicht dieses bescheidene, niedrige Haus aus Holz und Kalk' vorgestellt, nicht dieses schmale Fleckchen Erde, das zum Strand hin abfällt. Der einzige Luxus ist hier die tosende Gegenwart des Ozeans. Pablo steht nicht auf der Schwelle seiner Tür. Nur Matilde ist da und eine unscheinbare kleine, bleiche, scheue Frau — Pablos Schwester. Ein eisiger Hauch legt sich lähmend auf uns; doch Matilde kommt uns mit ihrer gewohnten Kraft zu Hilfe: Sie spricht von Rheuma, von einer vorübergehenden Ermüdungserscheinung. Monate, Jahre hindurch schon spielen wir dieses zur Aufrechterhaltung unserer seelischen Stärke notwendige Spiel. Tatsache ist, daß Pablo nicht mehr aufsteht . . . Die wohlbehüteten Schätze des Ali Baba scheinen erstarrt zu sein, die Bugfiguren vom Salz der Zeit angefressen und seltsam unbeweglich. Alle diese Kunst- oder Erinnerungsgegenstände, Zeugnisse von dem schlichten Streben des Mannes, im Schönen zu überleben, alle diese Dinge, die er den jungen Schriftstellern, den Gewerkschaften zgedachte, stehen — gleichsam unbehaglich in den verschlossenen Räumen — nebeneinander hinter Glasscheiben und wirken glanzlos, nackt, leblos.

Ihnen fehlt die Wärme des Blicks, die Gegenwart dessen, der sie zu benennen weiß. Alles Leben im Haus hat sich in das Zimmer geflüchtet, wo Pablos Bett in das Meer hinausragt: Zwei hohe Glaswände fangen den Gischt an diesem Kommandoposten auf, der auf der obersten Stufe einer schmalen Stiege angebracht ist, dem einzigen Vorbau des Hauses. Hier, angesichts des wilden — ungerechtfertigterweise «friedlich» genannten — Ozeans unter der schrägen Sonne des chilenischen Herbstes, vibriert alles. Alle vier wissen wir, daß dies die letzten gemeinsamen Stunden sind, die wir verbringen, die letzten Mahlzeiten, die wir teilen. Julio Cortázar ist ernst, traurig, aber ich lasse mich von dem unaufhaltsamen Lebensstrom mitreißen, der von dem Dichter ausgeht: Er ist entschlossen zu leben und an der Seite der Seinen zu kämpfen; ich lasse mich mitreißen von dem Ungestüm dieses empfindsamen Partisanen, der inmitten des Getümmels steht. Auf einem Fensterbrett der Fernsehapparat, der immer wieder angestellt wird: Die Ereignisse während der Wahlkampagne gewinnen hier andere Dimensionen. Pablo kommentiert jeden Satz, jedes Bild, jede Persönlichkeit mit der Leidenschaftlichkeit eines Boxers, um die ihn mancher Chefredakteur beneidet hätte. (Die chilenische Presse ist eine der aggressivsten, die ich kennengelernt habe; täglich traktiert sie ihre politischen Gegner mit Fluten von Beleidigungen. Würde man diesen Ton in Frankreich anschlagen, gingen im Verlauf der Verleumdungskampagnen alle Zeitungen zugrunde.) Bald anek-

dotisch, bald boshaft schildert er uns mit flammenden Worten die politische Szene Chiles. Der Arzt wird angemeldet, ein langjähriger Freund. «Ach, der! Wißt ihr, daß er ein Bourgeois, ein Reaktionär, eine ‚Mumie‘ reinsten Typs war? Ich, ich ganz allein, habe ihn für die Unidad Popular gewonnen!» Eine Miene absoluten Triumphs! Ich erinnere mich an Pablo, als er mir in «La Manquel» das Funktionieren eines äußerst komplizierten Spielzeugs erklärte — er hatte dabei dieselbe fröhliche Miene!

Aber da ist er in Gedanken schon wieder auf den Straßen von Chile und skizziert die Reise, die wir unternehmen müßten (und die mindestens sechs Monate dauern würde). Ein flüchtiger Schatten: «Ich würde euch so gern nach Temuco führen . . . Ihr werdet jemand von meinen Leuten fragen . . . Ihr müßt sehen, wie die Araukanerinnen arbeiten . . .»

Plötzlich bemerke ich das boshafte Aufblitzen unter dem herabfallenden Augenslid. Ich habe gelernt, den Moment zu erhaschen, wenn Pablo ein ironisches Wort in den Sinn kommt. In der ersten Zeit glaubte ich oft, er konzentrierte sich auf seine eigene Rede oder seine momentane Träumerei mehr als auf das, was ihn umgibt; er achte auf die Persönlichkeit, die er in der Öffentlichkeit darstellt und zu spielen liebt, mehr als auf die anderen. Doch ich habe mich rasch belehren lassen: Er gleicht jenen Fischen im offenen Meer, die regungslos den vorüberziehenden Schatten belauern, oder vielmehr jenen guten und schrecklichen Drachen im Puppenspiel, die Schlaf vortäuschen, damit ihnen nichts entgeht; völlig unerwartet wirft Pablo den lapidaren Satz hin, der einen verblüfft.

Während einer Reise nach Le Havre, im Mai 1972, entdeckte ich die weite Skala von Verhaltensweisen, über die Pablo verfügte. Nachdem er mich wochenlang im ungewissen gelassen hatte, willigte er schließlich ein, an einer öffentlichen Aufnahme der Sendung «Stimmen zu einem Buch» mitzuwirken. Die Befürchtung der Verantwortlichen hatte mich davon überzeugt, daß wir auf die schlimmsten Katastrophen gefaßt sein mußten. Zu Recht, scheint es, denn zunächst einmal verloren wir Pablo am Bahnhof Saint-Lazare aus den Augen. Bestürzt irrten Matilde und ich in dem mittäglichen Gedränge umher. Er war einfach zum Zeitungskiosk «abgeschwenkt» auf der Suche nach einem Kriminalroman, den er noch nicht gelesen hatte. Doch von dem Augenblick an, da er in dem immerhin vollbesetzten Zug saß, hatte ich einen der allerbravsten Schüler vor mir, obwohl wir bis vier Uhr nachmittags warten mußten, ehe wir essen konnten; nicht einmal ein Glas Wasser war zu bekommen. Als wir endlich zu Tisch gingen, schien Pablo, offensichtlich ermüdet, abwesend, und wir diskutierten über berufliche Probleme von nicht allzu großem Interesse, als er mich

ganz unerwartet fragte: «Wirst du wohl einmal lernen, die Menschen arbeiten zu lassen?»

Zwei Stunden später traf ich Matilde dabei an, wie sie Seite um Seite aus den «Gesammelten Werken» mit der Hand abschrieb, denn Pablo wußte nicht, welche Gedichte er während der Soiree lesen sollte, und der Band war zu schwer, als daß man ihn in der Hand halten konnte. Es gab da keinen Widerspruch, ebensowenig wie es, meiner Meinung nach, einen Gegensatz zwischen dem lyrischen Dichter und dem militanten Politiker gab: Pablo Neruda war einer und zugleich viele.

An diese Mahlzeit an einem anderen Meer, unter einer anderen Sonne erinnerte ich mich, während Matilde geschäftig hin und her läuft; sie ist zarter denn je, die Sorge konzentriert sich in der einzigen, waagerechten Falte, die ihre Stirn furcht. Da bringt sie eine Broschüre, rot und grün auf weißem Grund: «Aufforderung zum Nixoncid und Lob der chilenischen Revolution». Die Leuchtkraft in Pablos Augen verstärkt sich um einige zusätzliche Watt. «Ihr Literaten werdet sehr enttäuscht sein. Literarisch gesehen, ist es nichts wert, absolut nichts. Allerdings ist es auch kein Buch. Es ist mein Gewehr, meine Bombe und meine Granate, mein Bulldozer und mein Plakat. Da ich zu nichts mehr taue, da ich nicht mit den anderen marschieren, zu den Meetings und auf die Plätze gehen kann, da ich nicht einmal laut schreien kann, habe ich ihnen gegeben, was ich geben konnte: Slogans und Chansons. Man glaubt, ich sei schon tot? Eben nicht! Seht ihr!» Kurze, klug gereimte Gedichte auf schlechtem Papier zusammengedrängt — und doch haben diese Texte wirksame Wahlkampagne betrieben, wie wir feststellen konnten.

In der Tat, Männer und Frauen von Chile hatten bereits um ihren Dichter geweint. Einige Wochen zuvor hatte Präsident Allende anlässlich eines Massenmeetings der Unidad Popular in demselben Nationalstadion, in dem heute gefoltert und gemordet wird, zu der Menge gesagt: «Pablo Neruda ist zurückgekommen, um auf chilenischem Boden zu sterben, um bei uns, daheim, zu sterben.» Und die Menge, die damals noch nicht wußte, daß es ihr nicht vergönnt wäre, ihren Dichter zu begraben, antwortete mit Tränen.

«Meine Dynamitladung ist übrigens dem Staatsoberhaupt teuer zu stehen gekommen», fährt Pablo, sichtlich begeistert, fort. Und er berichtet von dem Besuch Salvador Allendes Anfang Februar und von seiner Ankunft im Hubschrauber, die auf Isla Negra eine ebensolche Sensation bedeutete wie eine Landung von Bewohnern des Mars.

«Du kannst das Oberhaupt eines fremden Staates nicht schamlos angreifen, zu-

mal du Botschafter der chilenischen Regierung bist. Hast du das nie bedacht? Ich bin in einer unmöglichen Situation», hatte der Präsident in ernstem Ton zu ihm gesagt. Der Dichter stand offensichtlich zu seinem Buch und reichte in guter und gebührender Form seine Entlassung ein.

Ein sorgenvoller Blick von Matilde ruft mich in die alltägliche Wirklichkeit zurück. Ich hatte aufmerksam der Geschichte gelauscht und dabei nach einer Schachtel Streichhölzer gegriffen und — als Bürgerin der Konsumgesellschaft — vergessen, daß sie hier knapp und deshalb kostbar sind. Vor den Wahlen hatte die Rechte systematisch eine Verknappungskampagne organisiert, indem sie riesige Mengen von unverderblichen Waren hortete, um die Hausfrauen gegen die Unidad Popular aufzuhetzen: Putzmittel, Toilettenpapier, Streichhölzer, Zahnpasta und so weiter waren praktisch nicht zu bekommen. In Santiago wurde seit mehreren Wochen kein Wein mehr verkauft. Wie durch Zauber tauchte er bei allen Händlern für einige Stunden auf, als die Partisanen der Unidad Popular zum Abschluß der Wahlkampagne auf einem großen Meeting versammelt waren.

Matilde entschuldigt sich mit einem traurigen Lächeln: «Du weißt, hier wird jede unserer Bewegungen überwacht. Alle können das Unentbehrliche auf dem Schwarzmarkt kaufen. Ich — nicht mal eine Schachtel Streichhölzer, ohne daß es sofort in allen Zeitungen der Opposition steht.» Und all die kulinarischen Wunderdinge, die wir auf Isla Negra hätten genießen sollen, wenn . . . wenn wir zu einem anderen Zeitpunkt gekommen wären . . . Doch da leuchtet das Auge des Drachen auf. «Ich habe eine Arbeit für dich; du bist jung, du brauchst keine Siesta zu halten.» Er reicht mir eine Anthologie seiner Gedichte in litauischer Sprache (meiner Muttersprache). «Seit Monaten warte ich auf jemand, der mir sagen kann, wie die Übersetzung ausgefallen ist.»

Wir gehen am Strand spazieren inmitten der wenigen Urlauber der Nachsaison, während sich Pablo ausruht. Auf dem kleinen Deich, der zum Meer hinabführt, ragt ein riesiger Anker empor: der einzige Gegenstand hier, der von der Melancholie nicht erfaßt worden ist.

Als wir zurückkommen, läßt mich Pablo die Gedichte in litauischer Sprache mit lauter Stimme lesen. Er hat bereits meine verlegene Miene bemerkt — ich habe nicht allzuviel Mut, ihm zu sagen, daß einige Passagen mit seinem Text nicht ganz übereinstimmen. «Mach dir nichts daraus. Der Rhythmus stimmt. Sie werden sie auswendig lernen können. Für einen Dichter ist das am wesentlichsten.»

Dann spricht er von «seinem Ort», vom Arbeiterviertel «Pablo Neruda» in San-

tiago, von der Bibliothek, die er den Arbeitern übergeben will, von dem Fernsehapparat, den er ihnen am liebsten persönlich überreichen würde. Wir werden diesen «Ort» einige Tage später besuchen: Alle Straßen hier tragen Namen seiner Gedichte. Er unterbricht sich und wendet sich an Cortázar: «Man hat dich erkannt, was?» Wirklich kam bei unserem Spaziergang eine Studentin auf uns zu, um ihm zu sagen, wie sehr sie seine Bücher liebe. Nicht einmal das ist Pablo entgangen, und er sieht aus, als wäre er darauf besonders stolz.

Es ist spät geworden. Pablo besteht darauf, daß wir noch einen Tag bleiben, doch das ist nicht möglich. Trotz der herzlichen Worte und der Pläne für eine gemeinsame Reise nach Argentinien, die Pablo für den September schmiedet, wissen wir, daß wir uns nicht wiedersehen werden. «Adieu», ruft er mir zu, «aber, bitte, nicht pathetisch werden.»

Im Nebel des frühen Morgens schließt sich das schwere Holztor hinter uns. Kürzlich ist ein Student, der an seiner Dissertation über Pablo Neruda arbeitet, zur Chilenischen Botschaft in Paris gegangen, um eine Dokumentation über das Leben des Dichters zu erbitten. Man antwortete ihm, ein Schriftsteller mit diesem Namen sei nicht bekannt. Doch als wir die Möglichkeit hatten, die letzte Reise von Pablo Neruda im Fernsehen zu verfolgen, seine Stimme, selbst in den feinsten Modulationen getreu wiedergegeben, zu hören, kommt Matilde eines seiner Gedichte auf die Lippen.

Aus dem Französischen von Christel Dobenecker